

Kriegsdienst als Gottesverachtung – Frühchristliche Friedenstheologie bis zur konstantinischen Wende

1. Das biblische Friedenszeugnis

Nicht alle biblischen Texte sind gleich wichtig. Martin Luther hat als Unterscheidungskriterium das schöne Wort geprägt: „Was Christum treibet“. Das Gebot „Du sollst deinen Nächsten Lieben wie dich selbst/denn er ist wie du“ (Lev 19,18) gehört ohne Zweifel zu den zentralen Geboten der jüdisch-christlichen Tradition; es hat fraglos einen höheren Stellenwert als das Gebot: „Lass nicht zweierlei Art unter deinem Vieh sich paaren und besäe dein Feld nicht mit zweierlei Samen und lege kein Kleid an, das aus zweierlei Faden gewebt ist“ (Lev 19,19) – obschon es in Lev 19 unmittelbar auf das Gebot der Nächstenliebe folgt. In seinem biblischen Kontext im Buch Leviticus bedeutet „Liebe deinen Nächsten“ zunächst nicht viel mehr als „Sei nett zu deinen Nachbarn“ und gewinnt erst in der jüdischen Auslegungstradition einschließlich der Jesu, die im Doppelgebot der Liebe mündet (Mk 12,28-34), einen höheren Stellenwert, den sich auch die Theologen der Alten Kirche konsequent zu eigen machen.

Zu den zentralen biblischen Themen, den roten Fäden, die sich durch die gesamte Schrift ziehen, gehört etwa die Trias Befreiung (nicht: „Freiheit“!), Gerechtigkeit, Frieden. Dabei ist der biblische Schalom stets mehr als die bloße Abwesenheit von Krieg; er beinhaltet vielmehr die göttliche Verheißung eines umfassenden Heilszustandes (der z.B. Gerechtigkeit einschließt). Zu denken wäre an die prophetischen Verheißungen in Jes 2 und Micha 4, dass die „Schwerter zu Pflugscharen und die Spieße zu Sichel“ umgeschmiedet werden „und sie hinfort nicht mehr lernen werden, Krieg zu führen“, oder die (uneingelöste) Vision der Völkerwallfahrt in Jes 60. Frieden ist ohne Gerechtigkeit nicht zu haben, Gerechtigkeit nicht ohne Frieden, wie es Ps 85 verheißt:

... dass Güte und Treue einander begegnen,
Gerechtigkeit und Friede sich küssen;
dass Treue auf der Erde wachse
und Gerechtigkeit vom Himmel schaue;
dass uns auch der HERR Gutes tue
und unser Land seine Frucht gebe;
dass Gerechtigkeit vor ihm her gehe
und seinen Schritten folge.

Für Christinnen und Christen zentral ist die radikale, gelebte Friedensethik Jesu. Sie drückt sich nicht nur in der Seligpreisung der Friedensmacher (so wörtlich: eirēnopoioi) in Mt 5,9 aus, sondern auch in Forderungen wie diesen: Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar (Mt 5,39); Und wenn dich jemand nötigt, eine Meile mitzugehen, so geh mit ihm zwei (Mt 5,41). Letztere Forderung ist übrigens eine ganz konkrete Anweisung für den Umgang mit dem Militär: Jeder römische Soldat, Angehöriger der damaligen Besatzungsmacht, hatte das Recht, einen Bewohner des okkupierten Landes zu nötigen, ihm das Gepäck eine römische Meile (= 1,5 km) zu tragen. Jesu Strategie ist dabei weniger ein Akt stiller Duldung, als vielmehr eine Strategie ironischer Überbietung, die das Gegenüber ins Unrecht setzt und zum Nachdenken bringen soll. Sie setzt allerdings eine Mindestschnittmenge gemeinsamer Werte voraus.

Zu Jesu radikaler Friedensethik gehört die Auslegung des alttestamentlichen Tötungsverbots in Mt 5,21f: Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist (Ex 20,13; 21,12): „Du sollst nicht töten“; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem

Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Du Nichtsnutz!, der ist des Hohen Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr!, der ist des höllischen Feuers schuldig. Die Auslegung mündet schließlich in den unbedingten Vorrang der Versöhnung. Der Höhepunkt und stärkste Anstoß der Friedensethik Jesu ist schließlich die Forderung, seine Feinde zu lieben, mit der das erste Kapitel der Bergpredigt schließt. Feindesliebe ist das Ideal christlicher Vollkommenheit. Sie ist, mit Brecht zu reden, „das Einfache, das schwer zu machen ist“, weshalb man die Kirchen- und Theologiegeschichte auch als Versuch beschreiben kann, sich vor der Bergpredigt zu drücken.

Das eigentlich Radikale an Jesu Friedensethik ist nun allerdings nicht, dass er sie gelehrt, sondern dass er sie auch gelebt hat. Er bietet selbst im Verhör die Backe dar, wird gefoltert, gedemütigt und stirbt am Kreuz. Ganz am Ende der Bibel schließlich steht nicht die Vision vom Untergang des herrschenden Imperiums (das ist das Vorletzte), sondern die Vision eines 1000jährigen Friedensreiches, das sogar ohne Kirche auskommt, weil Gott selbst bei den Menschen wohnt (Offb 21,22).

Christinnen und Christen steht es nun nicht frei, von solcher Friedensethik einfach abzusehen, schon gar nicht, wenn sie sich als evangelisch, und also ihr Handeln als schrifttreu und schriftgemäß verstehen (*sola scriptura*). Sie müssen sich zu den (Heraus-)Forderungen Jesu verhalten. Und sie müssen dies zunächst ohne Rücksichten auf die politischen Verhältnisse und die politische Durchsetzbarkeit tun. Eine Kirche ohne kirchliches Friedenszeugnis ist keine – wie immer dieses aussehen mag.

Die Radikalität der jesuanischen Friedensethik wird in der Alten Kirche zunächst bemerkenswert konsequent durchgehalten und praktisch interpretiert. Das ändert sich erst mit der Konstantinischen Wende, in deren Folge das Christentum Staatsreligion wird und Kirche und staatliche Macht beginnen, Hand in Hand zu gehen, was bis heute weitgehend durchgehalten wird. Erst mit der konstantinischen Wende, also mit dem Aufstieg des Christentums zunächst (313 n.Chr.) zur geduldeten und dann – 380 n.Chr. unter Kaiser Theodosius – zur Staatsreligion, wird auch das Kreuz zum christlichen Symbol, also ein staatliches Tötungsinstrument, noch dazu ein besonders grausames. Bis dahin taucht das Kreuz nur gelegentlich in heidnischen Graffiti zur Verspottung der Christen auf. Unter Christen war bis dahin u.a. die Darstellung Jesu als Guter Hirte üblich.

385 n.Chr. wird schließlich in Trier der erste Ketzer, Priscillian von Avila, Anführer einer kirchlichen, geistorientierten, asketischen Erneuerungsbewegung hingerichtet, verklagt von den intriganten und korrupten Bischöfen Hydatius von Emeritia und (Sankt) Rufus von Metz, verurteilt von Kaiser Magnus Maximus.

2. Jesuanische Friedensethik: Zeugnisse der Alten Kirche

In einer der ältesten Kirchenordnungen, der *Traditio apostolica* aus dem 2. Jahrhundert (auch Kirchenordnung Hippolyts genannt) wird Soldaten das Töten strikt untersagt und die Unvereinbarkeit von christlicher Taufe und Soldatenberuf herausgestellt:

Traditio apostolica 16

Ist ein Soldat im Dienst der weltlichen Obrigkeit, so darf er keinen Menschen töten. Wenn es befohlen wird, soll er die Sache nicht ausführen und auch keinen Schwur leisten. Wenn er aber nicht will, soll er zurückgewiesen werden.

Wer die Schwertgewalt oder die Verwaltung einer Stadt innehat, wer den Purpur trägt, trete ab, oder man weise ihn zurück. Wenn ein Taufbewerber oder Gläubiger Soldat werden will, dann weise man ihn zurück, denn er hat Gott verachtet (... *quia contempserunt deum*).

In den Randgebieten des Römischen Reiches hält sich die Auffassung von Kriegsdienst als Verachtung Gottes noch über die konstantinische Wende hinaus. Im Testamentum domini nostri, einer syrischen Kirchenordnung aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts heißt es ganz ähnlich:

Den Soldaten oder Beamten belehre man, dass sie niemanden unterdrücken, nicht töten, nicht stehlen, sich nicht erzürnen und nicht gegen irgendeinen sich hinreißen lassen. ... Wenn sie aber danach verlangen, die Taufe im Namen des Herrn zu empfangen, dann sollen sie ihren Militärdienst oder ihre obrigkeitliche Stellung aufgeben. Wenn ein Taufbewerber oder ein Gläubiger Soldat werden will, so ändere er seinen Sinn oder man weise ihn zurück. Denn mit dieser Absicht hat er Gott beleidigt, den Weg des Geistes verlassen, an den Dingen des Fleisches sein Gefallen gefunden und den Glauben verhöhnt.

Auch wer mit Luther und der Confessio Augustana Artikel 16 der Meinung ist, dass auch der Soldat (mittlerweile) im seligen Stande sein könne, muss sich zumindest fragen, ob die Taufe eines Soldaten *im Kriegseinsatz* nicht der Ausnutzung einer existentiellen Notlage gefährlich nahekommt. Manch gewissenhafter Gefängnisseelsorger tauft nicht im Knast, sondern, sofern Wille und Voraussetzung noch bestehen, erst nach der Haftentlassung.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts fragt Tertullian, der erste bedeutende lateinisch schreibende Theologe in einer bezeichnenderweise „Über den Götzendienst“ betitelten Schrift, nach der Vereinbarung von Christsein und Militärdienst. Seine scharfzüngige Ablehnung wurzelt in der absoluten Friedfertigkeit Jesu, nicht in der Gefahr, am Kaiserkult teilnehmen zu müssen (dieses Argument überspringt er quasi, da selbstverständlich, im ersten Absatz):

de idolatria 19

Es fragt sich gegenwärtig, ob Christen sich dem Soldatenstande zuwenden dürfen, ob Militärpersonen zum Christentum zugelassen werden können, und ob sich mit dem Glauben der Dienst der Gemeinen und der sämtlichen niederen Chargen vereinbaren lasse, welche nicht zu opfern brauchen und mit Urteilen über Leben und Tod nichts zu tun haben.

... Zwar hat auch Moses, wenn wir uns auf Scherze einlassen wollen, einen Stab getragen, Aaron eine Spange, Johannes gürtete sich mit einem Riemen. Josua stand an der Spitze eines Heerhaufens und das Volk hat Krieg geführt. Wie aber wird der, dem der Herr das Schwert weggenommen hat, Krieg führen, ja auch nur zu Kriegszeiten ohne Schwert Soldat sein? Wenn auch Soldaten zu Johannes kamen und die Richtschnur für ihr Verhalten hinnahmen, wenn sogar ein Hauptmann gläubig wurde, so hat doch der Herr durch die Entwaffnung des Petrus (Joh 19,11) jedem Soldaten den Degen abgeschnallt. Keine Tracht, die ein Zubehör unerlaubter Handlungen ist, gilt bei uns als erlaubt.

Tertullian spielt im zweiten Absatz auf die Bußpredigt Johannes des Täufers an (Lk 3,14: Da fragten ihn auch die Soldaten und sprachen: Was sollen denn wir tun? Und er sprach zu ihnen: Tut niemandem Gewalt oder Unrecht und lasst euch genügen an eurem Sold!) und schließt vom Kleineren auf das Größere: wenn schon Johannes Soldaten Anweisungen zu geben vermochte, so ist durch Jesus erst recht jeder Militärdienst obsolet geworden.

Origenes, der größte christliche Theologe vor Augustinus, muss sich im 3. Jahrhundert in seiner Auseinandersetzung mit dem heidnischen Philosophen Celsus auch Argumenten stellen, die direkt einer Gewissensprüfung im Kreiswehersatzamt entnommen sein könnten. Das Niveau der Auseinandersetzung ist in den letzten gut 1700 Jahren mithin nicht gestiegen:

Origenes, Contra Celsum VIII, 68

(Argument des Celsus:) „Handelten nämlich alle so wie du, so wird nichts im Wege stehen, dass er (der Kaiser) allein und einsam übrigbleibt, die Herrschaft auf Erden aber den gesetzlosesten und wildesten Barbaren zufällt und dass weder von deiner Gottesverehrung noch von der wahren Weisheit unter den Menschen ferner eine Kunde übrigbleibt.“

(Dagegen argumentiert Origenes:)

'Handelten nämlich', wie Celsus sagt, 'alle so' wie wir, so werden natürlich auch 'die Barbaren', die sich dem Wort Gottes zugewendet haben, ganz gesetzlich und gesittet sein. Dann wird auch alle andere Gottesverehrung aufgehoben werden, die christliche aber wird 'allein' die Herrschaft haben; diese wird einst deshalb 'allein' herrschen, da die christliche Lehre immerfort mehr Seelen gewinnt.

Eine Generation später, zu Beginn des 4. Jahrhunderts und kurz vor der Mailänder Vereinbarung zwischen Konstantin und Licinius, argumentiert Laktanz nicht nur für die Unvereinbarkeit von Christentum und Militärdienst, sondern weitet das christliche Tötungsverbot in einer ungeheuer modern anmutenden Argumentation auch auf die Todesstrafe aus:

Lactanz, divinae institutiones VI, 20,15-17

Wenn Gott das Töten verbietet, so untersagt er uns nicht bloß, Raubüberfällen nachzugehen, was ja auch nach dem bürgerlichen Gesetz nicht erlaubt ist. Sondern er warnt auch davor, dass nicht Dinge begangen werden, die bei den Menschen für rechtmäßig gelten. Den Militärdienst in üblicher Weise abzuleisten ist einem Menschen nicht möglich, dessen Dienst in der Ausübung der Gerechtigkeit besteht; ebensowenig darf man irgendwen eines Verbrechens beschuldigen, das die Todesstrafe nach sich zieht. Denn es macht keinen Unterschied, ob man mit dem Wort oder mit dem Schwert tötet, da ja das Faktum des Tötens an sich verboten ist. Das heißt also, dass es von dieser Anordnung Gottes keinerlei Ausnahme gibt. Es ist allezeit verboten, einen Menschen zu töten, weil Gott gewollt hat, dass der Mensch ein unverletzliches Lebewesen sei.

Scharfsinnig analysiert Laktanz zudem den Zusammenhang zwischen Krieg und wirtschaftlichen Interessen:

divinae institutiones VI, 6,18–24

Denn worin liegen die „Vorteile des Vaterlandes“ sonst als darin, einem anderen Staat oder einem anderen Gebiet zu schaden? In Wahrheit geht es doch darum, die eigenen Grenzen zu erweitern, indem man anderen mit Gewalt ihr Land entreißt, die Macht des Staates zu vergrößern und seine Einkünfte zu vermehren sucht – alles Dinge, die man nicht als Tugenden bezeichnen kann, sondern im Gegenteil nur als die Vernichtung jeder Tugend. Denn die Eintracht unter den Menschen in der Gesellschaft, die Unschuld und die Achtung vor dem Eigentum des Nächsten schwinden als erstes. Dann entschwindet die Gerechtigkeit selbst, denn sie kann nicht mit ansehen, wie das Menschengeschlecht in Stücke gerissen wird. Überall, wo die Waffen sich Geltung verschafft haben, ist die Gerechtigkeit ausgelöscht und verbannt. (...)

Wie könnte der Mensch gerecht sein, der Böses tut, dessen Herz erfüllt ist von Hass, der plündert und mordet? Und doch werden alle diese Dinge vollbracht von denen, die vorgeben, ihrem Vaterlande zu dienen.

Schon der spätere Bischof Cyprian von Karthago (gest. 258) hatte die Perversion staatlicher Kriegsideologie in einem freimütigen Brief an seinen Jugendfreund Donatus auf den Punkt gebracht:

ad Donatum 6

Es trieft die ganze Erde von gegenseitigem Blutvergießen; und begeht der Einzelne einen Mord, so ist es ein Verbrechen; Tapferkeit aber nennt man es, wenn das Morden im Namen des Staates geschieht. Nicht Unschuld ist der Grund, der dem Frevel Straflosigkeit sichert, sondern die Größe der Grausamkeit.

Bei Cyprian dient diese Schilderung in erster Linie der Darstellung der Verkommenheit der heidnischen Welt. Mit der konstantinischen Wende und dem Siegeszug des Christentums ändert sich dann allmählich die Perspektive. Die Erfindung der Legende von der „Thebaïschen Legion“ im 5. Jahrhundert über eine angeblich aus Christen bestehende römische Legion, deren Angehörige im 3. Jahrhundert den Märtyrertod erlitten haben sollen, dient gerade der ideologischen Verankerung eines christlichen Militärdienstes bereits in vorkonstantinischer Zeit. In Wahrheit gelten jedoch bis zur konstantinischen Wende das Vorbild Jesu und die verschärfte Auslegung des Tötungsverbot es erstaunlich konsequent. Es steht den christlichen Kirchen frei, sich jederzeit dieser Traditionen zu besinnen.